

Die gestörte Feier

Autor(en): **Rheiner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil**

Band (Jahr): **7 (1939)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-563933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die gestörte Feier

Von Rudolf Rheiner.

Die Familie feierte Weihnacht. —

Es war so, wie es sich für eine nicht aus dem Rahmen fallende Familie gehört. Man sang Weihnachtslieder, etwas zu wenig einfach und herzlich, mehr sentimental und frisiert, damit es auf den eingeladenen Zimmerherren und die Bewohner des unteren Stockwerkes Eindruck machen sollte. Man teilte gegenseitig die Geschenke aus, nicht ohne im Stillen sofort zu berechnen, daß man im Gegensatz zu dem, was man bekam, wieder einmal zu hoch in die Tasche gegriffen hatte. Man aß den Gansbraten, der zwar beinahe nicht für alle reichte, aber da die gesellschaftliche Unaufrichtigkeit gebot, nicht genügend zu essen, und man der Hausfrau ständig versicherte, daß man nun wirklich nicht mehr könne, so lief die Sache des Verzehens noch gelinde ab. Nur Herr Bretscher von nebenan, der mit seiner Haushälterin erschienen war, stieß verstohlen seine Begleiterin mit dem Ellbogen an, — in Wirklichkeit war sie sein Verhältnis, aber das wußte man nicht sicher, sonst hätte man natürlich von einer Einladung abgesehen. Schwiegersohn und Tochter verhielten sich distanziert. —

Der Occasions-Wein mundete noch ganz annehmbar, er löste die Zungen, verminderte die Hemmungen — und so sprach man bald über dies und jenes, über die Politik, über die Nachbarn, über frühere Zeiten, bedauerte die nicht beurlaubten Soldaten, bemitleidete die Arbeitslosen und Emigranten, und ließ es sich im übrigen wohl schmecken. —

Konrad, der Sohn des Hauses, blieb allein merkwürdig still. Bis vor 14 Tagen war er in den Graubündner Bergen im Militärdienst gewesen. Er dachte an seine Kameraden und an die lauernde, ständige Gefahr, von der seine Umgebung innerlich nicht das Geringste zu spüren schien. Aber es berührte ihn nicht so sehr. Seine Gedanken waren bei einem Menschen, der heute für ihn unerreicht fern und doch der Inhalt seines Lebens blieb. —

„Auf Ihr ganz Spezielles“, meinte, schon etwas weinfreudig, der Wohnungsnachbar Herr Bretscher. „Hoffentlich feiern wir bald Ihre Verlobung!“

„Seine Braut weiß bloß noch nichts von ihm“, kicherte die Haushälterin. „Man sieht ihn ja nie mit einem Fräulein auf der Straße.“

„Ja, ich finde auch, es wäre bald an der Zeit, daß ich Großvater würde“, fügte mit einem derben Lachen das Familienoberhaupt hinzu. „Dreißig Jahre — und noch ledig, na, na!“

Man lachte, etwas laut und anzüglich, ohne sich dabei allzu viel zu denken. Man trank weiter, rauchte ausgiebig, bis der Tannenbaum mit dem liebenswerten Schmuck aus Kindertagen

nur noch durch einen Nebel geahnt werden konnte. Man hechel- te das halbe Quartier durch, in dem man wohnte und entdeckte erst nach geraumer Zeit, daß Konrad immer noch schwieg. Die Mutter, eine stille Frau mit verhärmtten Zügen, in denen sich die Qual einer unerfüllten Ehe spiegelte, ging mit rührender Ge- schäftigkeit hin und her, um ja den Schein zu wahren, daß man auch in einer solchen Zeit sich nicht bescheiden mußte.

Plötzlich platzte die schwammige Haushälterin los, wie eine Gummiblase, die zu stark gefüllt war:

„Wissen Sie, Herr Konrad, daß der junge Franz Weber gestern im Geschäft entlassen worden ist?“

Die Mutter starrte sie mit weiten Augen an: „Der junge Franz? Am Tag vor Weihnachten? Warum denn? Wir haben ihn immer gern bei uns gesehen...“

„Er treibt es mit einem Mann!“ Wie ein giftiger Pfeil schwirrte dieses Wort aus dem Mund eines Weibes, das eine dumm-teuflische Befriedigung darin fand, endlich einen schmutzi- gen Hieb austeilten zu können. Und mit einem nicht wiederzu- gebenden Lächeln klappte die fette Lippe nochmals auseinander: „So, so, er verkehrte viel bei Ihnen...“

Konrad war weiß geworden wie das festliche Leinen auf dem Tisch. Jäh stand er auf, ergriff sein Glas und erhob es zum Wurf. Die Haushälterin kreischte auf — aber das Glas zerschlug am Boden. In fliegender Angst war seine Mutter neben ihn ge- treten und hielt bittend seine Hand umklammert, aber als sie in sein klares Auge sah, da wußte sie, daß ihr beider Geheimnis heute gebrochen werden mußte.

Leise, aber mit drohender Deutlichkeit, sprach Konrad durch Dunst und Qualm die Worte:

„Franz war mein Freund, ja — es ist wahr. Ich liebe ihn, wie man nur einen Menschen lieben kann. Er ist geflohen — in dieser Nacht, die für uns das schönste Fest geworden wäre, wenn er — einem bigotten Personalchef gegenüber etwas weni- ger ehrlich in seinen Aeüßerungen gewesen wäre. Aber er konnte nicht lügen, so wie ich zehn Jahre lang gelogen habe! Er ist gerade und aufrichtig wie unverbildete Menschen aus dem Volke es sind. — Er wartet in Lugano, bis ich die Paß- Geschichten für ihn erledigt habe. Dann fährt er in eine andere Schweizer-Firma nach Rumänien, wo man die Menschen nach ihren Leistungen beurteilt und nicht nach dem Schicksal ihrer Liebesneigung. Dort wird er warten auf mich — wie ich hier warte, bis wir den selben Weg in diesem Leben teilen dürfen.“

Das Entsetzen war zu groß, als daß einer der weihnächtlichen Versammlung irgend ein Wort gefunden hätte. Es blieb auch still, als Konrad bereits in der geöffneten Türe stand.

„Und wenn Sie wollen, so können Sie das morgen dem ganzen Quartier erzählen! Von Neujahr an habe ich eine Stellung in Basel angenommen; mein zukünftiger Chef weiß Bescheid und freut sich, einen tüchtigen Abteilungsleiter zu bekommen.“

Im übrigen dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß die schweizerischen Behörden ein — Konkubinat immer noch interessiert!“

Damit fiel die Türe ins Schloß — und die Haushälterin für diesen Abend in Ohnmacht. —

Konrad aber feierte seine stille Weihnacht mit Schnee und Wind unter den alten Bäumen am Zürichsee. —

LIEBES-ERSATZ

von Willy und Ménalkes, Paris,
aus dem Französischen übersetzt v. C. W.

6

Vorbemerkung: Es war ursprünglich geplant, den ganzen Roman in deutscher Uebersetzung unsern Lesern vorzulegen. Leider hat sich die finanzielle Lage unseres Blattes seit langem immer schwieriger gestaltet, sodaß die weitere Herausgabe des „Menschenrecht“ im kommenden Jahr in Frage steht.

Da wir glauben und aus einigen Aeusserungen auch wissen, daß unser Roman, der noch viele Seiten füllen würde, bei unsern Lesern Interesse und Freude geweckt hat, wollen wir ihn nicht brüske abbrechen, sondern wollen versuchen, ihn in einigen Seiten zu Ende zu erzählen. Der nachstehende Text stellt also nicht mehr die Fortsetzung der früheren Uebersetzung, sondern die freie Nacherzählung des Buchinhaltes dar. C. W.

Wir haben die beiden Freunde verlassen, als sie sich nach einer Ballnacht im „Nirvana“ in Hamburg im Hotel des Malers Renneval zur Ruhe legten; wir begegnen ihnen wieder, wie das erste Mal, an den Ufern der Alster.

Die Orgie im Nirvana ist schon beinahe vergessen, sie haben sich ein Boot gemietet und gleiten über die herbstlich dunstigen, schwermütigen Wasser dahin. Da ertönt plötzlich aus einer andern Barke herüber der Klang einer Geige. Und dieser Klang erinnert sie daran, daß sie beide musizieren, sie entdecken mit Beglückung einen neuen Berührungspunkt, in welchem sich Höchstes ihres Wesens findet. Von nun ab arbeiten sie täglich zusammen, sie treffen sich im Heime des Offiziers, dieser spielt Klavier, sein Freund begleitet ihn auf der Geige. Ihr Spiel ist leidenschaftlich, aufgewühlt, sie finden keine Erholung darin, versenken sich in die Schwermut russischer Melodien, verlieren sich in der Ueppigkeit orientalischer Kompositionen. Alles Herrliche birgt für sie irgendein dunkles Feuer, das ihre Stimme versengt.

Sie verlassen Hamburg für einige Tage, begeben sich hinüber nach Helgoland, wo ihnen in der belebenden Brise des Meeres gesunde und unbeschwerte Stunden erstehen. Marc fühlt ein tiefes Verlangen, den jungen Freund mit reinsten Liebe, fern von verzehrender Sinnlichkeit, zu umgeben. Aber die Sinne sind stärker — es legen sich schlaflose Nächte und trübe Erinnerungen